



LILIA HART

*Kein Traum
so fern*

Weltbild

Berlin, 1848: Verwöhnt und behütet wächst die junge Elisabeth von Pollwitz auf. Doch als ihr Vater sie aus reinem Geschäftskalkül an einen reichen, wesentlich älteren Mann verheiraten will, regt sich ihr Widerspruchsgeist. Gemeinsam mit dem Dienstmädchen Anna flieht sie nach Paris und fängt dort ein eigenes Leben an. Doch auch in Berlin bleibt in diesem Jahr nichts, wie es war. Elisabeths Mutter Frederike von Pollwitz bricht aus dem eisigen Käfig ihrer Ehe aus. Gemeinsam mit ihrem Geliebten, einem jungen Arzt, geht sie nach Afrika. Und auch Elisabeths jüngste Schwester Sophie trotzt der Allmacht des Vaters. Während Europa in Konventionen und Säbelgerassel zu ersticken droht, während die ersten Vorboten eines großen Krieges schon am Horizont aufziehen, gelingt es diesen drei Frauen, endlich zu finden, wonach sie immer gesucht haben: ein freies, selbstbestimmtes Leben. Und eine Liebe, für die es sich zu leben lohnt.

Lilia Hart

Kein Traum so fern

Roman

Weltbild

Die Autorin

Lilia Hart wurde 1972 in Kempten im Allgäu geboren, verbrachte einen Teil ihrer Jugend in San Antonio im US-Bundesstaat Texas. Sie arbeitete als Übersetzerin, Fremdsprachen- und Handelskorrespondentin in New York. Heute ist sie freischaffende Autorin und lebt mit ihrer Familie in Übersee am Chiemsee. Ihr Repertoire umfasst Kriminalromane, historische Krimis, zweisprachige Jugendbücher, Mystery, Kurzgeschichten und Lyrik.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2014 by Lilia Hart

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Diese Ausgabe wurde vermittelt durch Claudia Böhme Rights & Literary Agency, Hannover (www.agency-boehme.com)

Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Redaktion: Helmut Hentschel

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto; Maria Seidel

eBook-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-124-0

Kapitel 1

Berlin, 1847

Einige Tage vor Weihnachten

Ihre Tränen wollten partout nicht trocknen. Sooft sie auch über ihre sonst so strahlenden Augen wischte, es kamen immer neue, tropften auf die Seide ihres Mieders und hinterließen dort unschöne Flecken.

Elisabeth von Pollwitz graute vor diesem Weihnachtsfest im Kreise ihrer Familie. Dort fanden sämtliche schmutzigen Geheimnisse zueinander, formierten sich, um anschließend wie eine dieser Erbsen unter einem kleinen Hütchen versteckt zu werden. Wer würde wohl als Erster auf eine solche Erbse stoßen?

Sie kannte die Pläne ihrer Eltern, aber dass sie bereits begonnen hatten, sie in die Tat umzusetzen, davon hatte sie bis zum gestrigen Tag nicht einmal etwas geahnt.

Elisabeth wollte keinen Greis heiraten, der kein einziges Haar mehr auf dem Kopf trug, dafür aber umso mehr im Gesicht. Henry Stephen Thomas Baron Haunsdon: ein klangvoller Name für einen Mann, in dessen kalten Augen keine Freudenfunken tanzten. Ein Engländer mit Geld, Verbindungen und Einfluss. Eine beneidenswert gute Partie, hieß es allgemein.

Nun, Elisabeth wollte nicht beneidet werden, und sicher nicht um diesen Mann, den sie für sich „Eisauge“ getauft hatte.

Wie konnten ihre Eltern ihr so etwas antun? Sie war doch kein Aktienpaket, das schnell einmal den Besitzer wechselt, sagte sie sich, den Blick auf den ovalen Kippspiegel gerichtet. Sie wollte für den Hässlichen nicht schön sein.

Ihre Hände begannen wie von selbst, die Nadeln aus der sorgsam aufgesteckten Lockenfrisur zu ziehen. Als sie es geschafft hatte, ergoss sich eine Fülle herrlich dunklen Haares auf ihre weißen Schultern. Auf ihrem Schminktisch lag eine große Schere.

Die Tränen nahmen ihr jegliche Sicht. Ihr kleiner Mund zitterte.

Elisabeth hörte nicht, wie die Tapetentür zum Zimmer ihrer Schwester sich leise öffnete. „Elisa nicht! Nicht deine schönen Haare!“, rief Sophie, griff nach dem Schneideinstrument und versteckte es flink hinter ihrem Rücken. Sophie hatte sich von der Seite angeschlichen, sodass sie im Spiegel nicht zu sehen gewesen war.

Elisabeth wandte sich auf dem kleinen Sessel um; das Meer von Tränen mit schlanken Fingern bekämpfend, lächelte sie ihre kleine Schwester an. „Ein sagenhaft dummer Gedanke, der sich da rankte ...“, begann sie, und die kleine Schwester sprang sofort helfend ein: „... in deinem hübschen Kopf, auch ganz ohne Zopf“. Sie legte vorsichtig die Schere wieder zurück, die Gefahr war für den Augenblick offenbar gebannt.

Elisabeth breitete die Arme aus, und Sophie schmiegte sich wie ein Kätzchen hinein. „Weshalb bist du so traurig?“, wollte die Zehnjährige wissen.

„Wenn du jemanden heiraten müsstest, den du abstoßend findest, dann wärest du auch traurig.“

„Und wer bestimmt das? Papa und Mama? Ich würde niemanden heiraten, den ich nicht leiden mag. Oh, ich überlege derzeit, ob ich Henning leiden mag, er schenkt mir nämlich pausenlos Süßigkeiten.“ Sophie dachte einen Augenblick angestrengt nach. Elisabeth wünschte sich, es wäre so einfach. Mit zehn war ihr Weltbild auch noch relativ unbedarft gewesen. Heute, mit knapp zwanzig Jahren, hatte sie gelernt, was es hieß, die Leichtigkeit der Kindertage einzubüßen.

*

Das Palais in der Wilhelmstraße war reich geschmückt worden für die kommenden Tage. Man schrieb den 20. Dezember 1847. Der gesamte Hausstand befand sich in Habachtstellung, das Silber war auf Hochglanz poliert und die Gläser und Karaffen glänzten, dass einem die Augen wehtaten, wenn man nur hinsah. Anne, eines der Stubenmädchen, war auf dem Gang im Westflügel zusammengebrochen. Sie weinte, wie es auch Elisabeth von Pollwitz in diesem Moment tat, wenn auch aus anderen Gründen. Oder, genauer betrachtet, aus ganz ähnlichen, die jedoch im Leben eines hübschen Diensthofens nicht die Wertigkeit besaßen wie für die privilegierte Tochter des Hauses. Ihr Leib wölbte sich bereits, und bald schon würde Anne ihre Schande nicht länger verstecken können. Was dann? Man würde sie wie einen räudigen Hund vor die Tür setzen, sie ohne Zeugnis und ohne Geld hinaus auf die Straße jagen. Sie musste das Kind loswerden, das war der einzige Weg. Und so galten ihre Tränen dem ungeborenen Leben in ihrem Bauch, dessen erlösende Schreie beim ersten Atemzug sie niemals hören würde. Heute Nacht war es so weit; eine Freundin kannte eine Frau, die sich anbot, derlei Sorgen aus der Welt zu schaffen. Aus der Welt ... das hieß Tod. Aber vielleicht war es besser so. Ganz sicher war es besser so.

*

Christoph von Pollwitz las zum hundertsten Mal die Aufzeichnungen von Heinrich Barth, die eigentlich nicht viel mehr waren als eine bloße Habilitationsschrift. Der Afrikaforscher hatte den Norden des Landes erkundet und sich dabei auf die Bedeutung von Kultur und Handel konzentriert. Er wurde sogar Opfer eines Überfalls, bei dem seine Tagebücher und die Kamera gestohlen wurden, doch davon hatte sich Heinrich Barth offenbar nicht allzu sehr beeindruckt lassen, denn er plante bereits die nächste Expedition. Christoph glaubte wie Barth, dass dort unter sengender Sonne und roter Erde tatsächlich wesentliche Fragen der Menschheit beantwortet werden konnten. Er träumte davon, selbst den Schwarzen Kontinent zu bereisen, um Geschichte zu schreiben, denn ihn interessierte das Abenteuer; darüber wollte er berichten. Er musste seinen Vater nur noch dazu bringen, ihm genügend Geld zur Verfügung zu

stellen.

Ernst Heinrich von Pollwitz würde sich nicht gerade begeistert zeigen, dass sein Sohn Journalismus, Philologie und Handelsgeschichte studierte, doch worüber zeigte der eiserne Heinrich sich jemals begeistert?

Über Christophs Gesicht huschte ein Lächeln. Was würde sein Vater erst sagen, wenn er wüsste, dass sein einziger Sohn Artikel für Tante Voss verfasste, für die „Königlich Berlinische Zeitung“ oder auch „Vossische Zeitung“, die von den Berlinern aber nur mit ihrem Spitznamen bezeichnet wurde? Das Blatt vertrat die Interessen des liberalen Bürgertums und setzte sich für die Abschaffung der Pressezensur ein.

Christoph riss sich ein Stück weit von seinen entfesselten Gedanken und seiner Lektüre los. Heute Nacht wartete wieder einiges an Arbeit auf ihn, und wenn sein Vater jemals davon Wind bekommen würde, dann säße er ganz schön in der Tinte.

Vom Salon klang Klaviermusik zu ihm herauf. Seine Mutter spielte leidenschaftlich gerne Chopin. Dem Komponisten war, so erzählte man sich, mit einem Konzert bei einer Abendgesellschaft der Rothschilds der große Durchbruch gelungen. Poetisch fand Christoph seine Musik.

Wahrscheinlich träumte Frederike von Pollwitz sich dabei weit fort von den gesellschaftlichen Zwängen und den ewigen, manches Mal ermüdenden Verpflichtungen. Ihre zarten Hände flogen über die Tasten, als jagte eine Kutsche über Stock und Stein, um möglichst schnell ihren Bestimmungsort zu erreichen.

Christoph wäre nur zu gerne Passagier in dieser Kutsche gewesen. Er jedenfalls kannte seinen Bestimmungsort, so dachte er.

Die Tage würden wieder länger werden, aber augenblicklich war Christoph ganz zufrieden, dass sie so kurz waren. Winzige weiße Kristalle segelten vom Himmel und zwangen alles nieder, was sich nicht rechtzeitig verkriechen konnte. Die Spuren von kleinen Schuhabdrücken im Garten verrieten ihm, dass Sophie irgendwo dort draußen sein musste. Im letzten Winter hatte sie sich eine Lungenentzündung geholt, weil sie ohne Mantel im Schnee gespielt hatte; ihre Kleidung war klatschnass gewesen.

Christoph würde, bevor er loszog, noch einmal nach seiner kleinen Schwester sehen. Sophie war ein Wildfang, und er liebte sie von ganzem Herzen.

Ihm machten überhaupt in den letzten Wochen einige der häuslichen Entwicklungen Sorgen. Elisabeth sollte an diesen Widerling verheiratet werden und wusste bestimmt noch gar nichts von ihrem Unglück. Gottlob war bislang niemand auf den Gedanken verfallen, ihn selbst auf dem Heiratsmarkt als Kandidaten anzupreisen.

Der „eiserne Heinrich“, seines Zeichens Direktor der Preußischen Staatsbank, hatte für den morgigen Abend zu einer Gesellschaft geladen. Politik, Industrie und Adel versammelten sich regelmäßig im Hause von Pollwitz. Es galt als eine besondere Auszeichnung, eingeladen zu werden.

Vielleicht gelang Christoph sogar eine Unterhaltung mit Ferdinand von Stetten, der unlängst nach England gereist war und dort das British Museum besucht hatte. Einige bedeutende Funde wurden dort in Schaukästen ausgestellt. Doch all diese Funde würden

so lange substanzlos bleiben, bis jemand ausführlich darüber berichtete; und damit waren nicht etwa langatmige Beschreibungen gemeint.

Wieder musste er an die Kutsche denken – er hatte ein Ziel vor Augen und hoffte, es zu erreichen. Berlin strotzte nur so von Strukturelementen und Bebauungsplänen, vom Willen einer Stadt, einen gewissen Status einzunehmen, vom Drang nach Vollkommenheit und Perfektion. Verschiedene Herrscher nahmen unterschiedliche Anleihen, und so war das Brandenburger Tor auch an anderer Stelle zu bewundern, nämlich auf der Akropolis in Athen. Eigene Ideen hingegen zeigten sich nur allzu selten. Ein jeder nahm das auf, was ihm auf seinen Reisen in andere Länder imponiert hatte. Christoph musste zugeben, er hätte es bestimmt ganz ähnlich gehandhabt. Nur, dass Architektur und Ingenieurwesen ihn nicht im selben Maße zu begeistern vermochten, wie die antike Kulturgeschichte mit all ihren spannenden Auswüchsen.

Dazu kam, dass man mit neuartigen Daguerre-Fotoapparaten diese Eindrücke nun auch erstmals auf eine Silberplatte bannen konnte.

Die Bronze-Pendule auf dem Kamin schlug zur vollen Stunde. Christoph würde sie noch etliche Male schlagen hören, bevor es Zeit war aufzubrechen.

*

Anne lag, in ihrem Kleid und in einen Mantel gehüllt, unter der Decke auf ihrer schmalen Bettstatt. Bei jeder Bewegung quietschte das Eisengestell, als wäre sie die dickste Frau der Welt. Auf einem Jahrmarkt hatte sie diese Frau gesehen, ausgestellt wie ein Tier im Käfig, und dabei denken müssen, wie furchtbar doch ein solches Leben sein musste. Jetzt kam es ihr gar nicht mehr so furchtbar vor. Für die dicke Frau gab es genug zu essen und zu trinken, ein Bett und ein Dach über dem Kopf.

Sie bewohnte das Zimmer allein und war froh über diesen Umstand. Trotzdem wollte sie niemanden unnötig auf sich aufmerksam machen, es war besser, sich möglichst still zu verhalten.

Anne hatte niemandem im Haus erzählt, wohin sie heute Nacht gehen würde. Sie wollte das Geld eigentlich sparen, um sich ein schönes Kleid zu kaufen, das in der Auslage eines Kaufhauses ihren Blick auf sich zog und das so wunderbar zu ihren blauen Augen passte. Pah! Nie wieder durfte sie sich in derlei Eitelkeiten verlieren.

Ein raues Lachen kam über ihre Lippen. Schönheit war ein Fluch, sie dankte es einem am Ende damit, von einem Mann in Erfüllung seiner Lust bestiegen zu werden. Die Tränen wollte sie anschließend nicht sehen, diese oberflächliche Schönheit, denn sie passten nicht in ihr feines Konzept.

Sie hörte den Westminsterergong der Standuhr und befand, es war an der Zeit, sich auf den Weg zu machen.

Das Bettgestell protestierte erneut kurz, doch ihre Schritte hatten keinen Klang, als sie sich lautlos aus dem Zimmer und zum Dienstboteneingang hinausschlich. Die Nacht war sternenklar und bitterkalt. Eisiges Glitzern umgab Anne, als sie zaghaft einen Schritt vor

den anderen setzte. Im Schein der Straßenbeleuchtung aber schien das Weiß nur mehr ein gelbliches, kränkliches Etwas zu sein. Ein bisschen wie sie selbst. Engelmacherinnen wurden diejenigen genannt, die Not leidenden Frauen halfen, eine ungewollte Schwangerschaft zu beenden. Die Adresse lag in einer wohlhabenden Gegend. Es war vereinbart worden, dass Anne dreimal am Klingelzug ziehen sollte. Anne fror, was nicht an ihrer Kleidung, sondern vielmehr an der zunehmenden Kälte in ihrem Inneren lag. Niemand würde ihre Hand halten, sich um ihre Tränen und die Trauer kümmern. Hier kannte man nicht einmal ihren Namen. Zuerst erfolgte die Bezahlung, dann wurde Anne von einer schmalen, hässlichen Frau in einen Raum gebracht, der über eine Waschgelegenheit verfügte. In einem Etui lagen merkwürdig aussehende Instrumente nebeneinander. Anne wusste, einige davon würde die Frau in sie hineinstecken. Sie ballte die Hände zu Fäusten. „Erst den ganzen Spaß mitnehmen und dann zimperlich sein, wie?“, meinte die Frau mit einem grässlichen Fratzengrinsen. Dieser Satz verfolgte Anne immer noch, als sie mit geschundenem Unterleib und blutend durch den Schnee zurück nach Hause lief, um an der Treppe zu den Dienstbotenquartieren schließlich erschöpft auf dem Teppich zusammensinken.

*

Es war ein spärlich möblierter Raum in einem unscheinbaren, schmutzigen Hinterhof in Wedding, und in ihm arbeiteten vier Männer in dunklen Anzügen und Westen an einem Monstrum aus schwarzem Guss. Papierstapel drängten sich in den Ecken, türmten sich auf, um nach dieser Nacht auf den Straßen Berlins verteilt zu werden. Heimlich. Paul Laudecke wusste selbstverständlich um die Gefahr, aber auch gerade deswegen tat er, was er tat. Das Monstrum ratterte und spuckte, doch am Ende kamen bedruckte Seiten heraus. Die Flugblätter propagierten: „Politisches Zahlenlotto – wer schützt uns vor Arbeitslosigkeit, vor Wucher und Ausbeutung?“ Die Zeit war ein flüssiges Element, und die Männer, deren Blut feurig durch ihre Adern pulsierte, hantierten geschickt und mit flinken Händen an der Schnellpresse. Ihre Gesichter waren gerötet, ihre Mienen verbissen und ihr Wille eisern. Christoph von Pollwitz hatte sich auf dem Weg hierher so oft umgesehen, dass er am Ende schon meinte, unter Verfolgungswahn zu leiden. Nur litt man dieser Tage eben lieber unter Verfolgungswahn, als die allgegenwärtige Geheimpolizei auf seiner Spur zu wissen. Die Bespitzelung hatte Ausmaße angenommen, dass selbst das Wort Privatsphäre an Hohn grenzte. Man musste den Eindruck bekommen, jeder wüsste alles, und falls nicht, dann war es ein Klacks, eben dieses Alles in Erfahrung zu bringen. Berlin strotzte nur so von Gegensätzlichkeiten. Auf der einen Seite die Monarchie, noch immer absolutistisch, doch um Restauration bemüht, auf der anderen dagegen

Liberalismus und nationale Bewegung.

Der Adel verfügte über zahllose Vorrechte und Privilegien, und so konnten die alten Geschlechter durchaus Einfluss auf die Steuerpolitik nehmen, um sich finanzielle Vorteile zu sichern. Außerdem stand es ihnen zu, sich einen hohen militärischen Rang zu erkaufen, ohne je in einer entsprechenden Bildungseinrichtung gewesen zu sein.

Christoph von Pollwitz dachte voller Grauen ans Militär. Der Vater würde ihn gewiss nicht so davonkommen lassen. Ein Mann ist ein Mann, wenn er für seine Überzeugungen kämpft, so Ernst Heinrichs Wahlspruch – sollte er doch sehen, wofür sein Sohn kämpfte. Hier standen sie, hatten sich zusammengefunden, um elementare Forderungen durchzusetzen: rechtliche und politische Gleichheit, bessere Bildungsmöglichkeiten für die unteren Bevölkerungsschichten und die Wahrung der persönlichen Freiheit. Die monarchische Autorität hatte derweil die Stirn, sich als unantastbar zu begreifen. Gegenströmungen kamen aus Wien, Paris, und natürlich wollte auch Berlin eine bedeutende Metropole sein.

Christoph gehörte selbst der privilegierten Schicht an, doch es sollte und konnte nicht sein, dass für die Bessergestellten Werte keine Bedeutung mehr hatten. Es durfte einfach nicht heißen: Alle sind gleich, doch wir sind gleicher!

Radikale Gedichte und dazu einige gut gezeichnete Karikaturen stellten den brisanten Inhalt ihres gegenwärtigen Druckerzeugnisses dar. Stolz war da völlig unangebracht, doch das Wissen um eine bildliche Herausforderung, und sei sie auch nur ein winziger Dorn im Fleisch der Mächtigen, war das Risiko, das sie eingingen, in jedem Fall wert. Der Meinung waren sie alle vier.

Viel später, das Rumpeln hatte endlich ein Ende gefunden, erschien in der Werkstatt eine hübsche junge Frau, die für das Winterwetter unpassend leicht bekleidet war. Keck hob sie ihre Röcke und schlenkerte mit einem bestrumpften Bein, als ginge es darum, in einem Pariser Nachtclub aufzutreten. Die gezwungene Miene und eine leise Traurigkeit in ihren Augen aber verrieten sie.

Lena Laudecke, Paul Laudeckes Schwester, arbeitete in einer Tuch- und Stofffabrik. Die Nägel waren sehr kurz geschnitten und unlackiert. Ihre Fingerkuppen schimmerten stets ein wenig heller, ein Effekt, der von der Pottasche stammte, die zum Waschen der Stoffe benutzt wurde. Offenbar hatte sie noch eine Verabredung an diesem Abend. Welcher Art diese Verabredungen waren, darüber verlor Lena nie ein Wort, und Paul tat es um ihretwillen auch nicht.

Paul hasste Lenas Opferbereitschaft und bewunderte gleichzeitig ihren Mut. Sich älteren Männern hinzugeben war selbstverständlich nicht sonderlich erhaben, doch sie tat es für ein besseres Leben, für mehr Sicherheit.

Fabrikarbeiterinnen verdienten kaum so viel, dass sie von ihrem Verdienst leben konnten. Das alles hatte angefangen, als ihr Vater in einer der Eisenhütten einen tödlichen Unfall erlitten hatte. Paul hatte darum gekämpft, studieren zu können, hatte dafür sogar einen kleinen Kredit aufgenommen. Wenn er ehrlich zu sich selbst war, musste er sich eingestehen, dass er lange Zeit nicht wahrhaben wollte, was Lena da tat. Doch wenn er

einen unverstellten Blick in ihre Augen erhaschte, bekam er das ganze Ausmaß dessen zu fassen, was dieser Nebenverdienst ihr abverlangte. Die allzu fröhliche Maske, die über ihren Zügen lag, war bloße Maskerade. Ihr Zynismus jedoch war echt und schmerzte. Wenn es einen Ausweg gab, dann hatte sich der bislang noch nicht gezeigt, oder Paul hatte ihn noch nicht entdeckt.

Ihre Mutter war Näherin, und ihr Augenlicht wurde mit der Zeit immer schlechter, bis sie kaum mehr die dünne Nadel in ihrer Hand sah. Auch davon hatte Paul lange nichts geahnt. Lena war für sie alle durchs Feuer gegangen – ging es immer noch.

Paul hoffte, dass seine Schwester nicht zu den Frauen gehörte, die darauf hofften, einer dieser Männer würde sich in sie verlieben, sie heiraten und ihr ein angenehmes, ehrbares Leben ermöglichen. Aber natürlich hatte er trotzdem Angst, sie würde eines Tages verletzt werden, oder Schlimmeres. Paul war Arzt, er kannte sämtliche Geschlechtskrankheiten: entzündliche, derbe Geschwulste, das Irresein der Syphilis oder die Erkrankungen durch Krätzmilben und Läuse.

Ebenso hatte er Frauen nach einem stümperhaft vorgenommenen Abbruch verbluten sehen. Und jedes Mal, wenn er seine Schwester ansah, versetzte es seinem Herzen einen Stich.

Gustav Häberlein lehnte sich an den wackeligen Tisch, ein Lächeln umspielte seine Züge. Die hübsche Lena hätte er zu gerne einmal in sein Bett eingeladen, aber er wusste sich in dieser Hinsicht zu beherrschen. Der gute Paul würde ihm für einen bloßen Versuch schon ein Holzschert über sein aristokratisches Hinterteil ziehen.

Lena schien sein unreines Gedankengut durchaus zu ahnen, sie warf ihren Kopf zurück und zwinkerte herausfordernd. „Was nützen euch die Pamphlete gegen König und Vaterland?“, spottete sie, wurde dann jedoch schlagartig ernst. „Die Geheimen bespitzeln alles und jeden, auch, oder ganz besonders die Söhne der Hochwohlgeborenen, Gustav, mein Lieber!“ Aber sie sah dabei nicht nur Gustav Häberlein an, sondern auch Christoph und Eduard Suttner, ein ruhiger, beherrschter junger Mann, dessen Vater Ingenieur und an der Konstruktion der Dampfeisenbahn maßgeblich beteiligt war.

Gustav, der selten eine Sache wirklich ernst nahm, scherzte: „Somit wärest du also der einzige Schwachpunkt in unserer Gleichung!“

„Gustav, der Mathematiker. Trockenheit hätte ich dir nun so gar nicht zugeschrieben.“

Lena griff nach einem der bedruckten Blätter und las: „König Lustik, Fürst von Montfort, oder: Wie die Verschwendungssucht erneut Frankreich heimsucht! Vergeltung, klingt es in diesen Tagen auf den Pariser Straßen. Noch hinter vorgehaltener Hand, aber bald schon wird dieser ungestillte Durst überschwappen und alles mit sich reißen ...“

Sie schüttelte den Kopf. Lena hielt nichts davon, gegen eine Misere Sturm zu laufen, weil an ihrem Ende ohne Frage schon die nächste wartete. In Frankreich brodelte es derzeit gewaltig, die Menschen hatten jedoch in allen Ecken der westlichen Welt mit Regierungen zu kämpfen, die blind gegenüber ihren Nöten und Sorgen waren.

Wen wunderte es auch, wo sie alle, ihre Säckel bis zum Rand vollgefüllt, in ihren Schlössern saßen und sich an jedem einzelnen Tag gleich mehrmals die Bäuche

vollschlugen. Es würde sich nichts ändern, auch wenn Paul, Christoph, Eduard und der gute Gustav sich noch so sehr bemühten, die Berliner Bevölkerung mit ihren gedruckten Warnungen wachrütteln zu wollen.

„Riecht es denn in Berlin etwa auch nach Revolution?“, wollte Lena wissen. Ihr war mit einem Mal kalt geworden.

Kapitel 2

Elisabeth von Pollwitz lag noch immer wach, obwohl Mitternacht längst vorbei war. Ihr Himmelbett kam ihr gar nicht mehr so himmlisch und heimelig vor wie noch vor Kurzem. Die Vorhänge und Volants schienen sie niederzudrücken, ihr den Atem nehmen zu wollen. Sie hätte laut schreien mögen vor so viel Ungerechtigkeit.

In Büchern lösten sich verfahrenere Situationen wie diese meist von selbst auf, es passierte etwas, was alles veränderte. Nur auf so etwas zu hoffen, wagte Elisabeth nicht. Purer Unsinn! Ihr Leben war nun mal kein Roman.

Weshalb hatten ihre Eltern die Macht, von ihr verlangen zu können, dass sie einen älteren Mann heiratete? Nein, weshalb besaßen ihre Eltern die Unverschämtheit und Anmaßung, überhaupt bestimmen zu wollen – dazu noch aus niederen Beweggründen –, wen sie zu heiraten hatte? Von Liebe war nie die Rede gewesen. Es interessierte keinen, ob sie diesem Mann Zuneigung entgegenbrachte oder nicht.

Wie sollte sie denn! Der Baron riss ihr mit seinem lüsternen Blick bei jedem noch so kurzen Zusammentreffen die Kleider vom Leib, und Elisabeth hegte die Befürchtung, dass die ehelichen Pflichten in Wirklichkeit noch um einiges unerfreulicher waren als in ihrer Vorstellung.

Bevor erneut Tränen flossen, schlug sie die Bettdecke zurück und schwang ihre Beine über den Rand. Ihr Appetit war bei Tisch bemängelt worden, so wie auch ihre tranige Miene, doch Elisabeth fragte sich ernsthaft, ob jemand, der ins Exil geschickt wurde, die gute Laune aufbringen konnte, dazu auch noch zu lachen. Jetzt knurrte ihr Magen, und womöglich war ja das der Grund für ihre Schlaflosigkeit. Dem konnte abgeholfen werden. Vielleicht war noch etwas von dem köstlichen Schokoladenkuchen übrig, den die Köchin, wie sie gerne verriet, nach einem alten Rezept ihrer Großmutter buk.

Elisabeth warf sich ihren seidenen Morgenmantel über, öffnete die Tür einen Spaltbreit und lugte auf den Gang hinaus. Die Schatten verzehrten das matte Gaslicht, das von einer Empirelampe ausgestrahlt wurde, beinahe vollständig. Mit bloßen Füßen tappte sie den Gang entlang und die Treppe hinunter. Hier unten war die Beleuchtung noch spärlicher. Elisabeth dachte, in etwas Nasses getreten zu sein, und verzog das hübsche Gesicht. Dort am Boden lag etwas, es sah auf den ersten Blick aus wie ein großer Wäscheberg, aber das konnte nicht sein. Nicht in einem ordentlich organisierten Haushalt wie dem der von Pollwitz.

Jetzt waren auch noch andere Geräusche zu vernehmen. Jemand schloss leise die Tür zum Dienstboteneingang. Schritte erklangen.

Elisabeth drückte sich an die Wand, als wäre sie diejenige, die spätnachts heimlich ins Haus geschlichen kam. Die Nässe an ihren Füßen begann unangenehm zu kleben. Erst jetzt fiel ihr auf, dass es zudem auch noch recht eigenartig roch. Eine Bewegung – der Wäscheberg bewegte sich.

Elisabeth hielt sich schnell die Hand vor den Mund, doch das Stöhnen kam aus einer

anderen Richtung.

Die Schritte verharrten, dann ging das Licht an und Elisabeth konnte ein entsetztes Keuchen hören. Christoph! Wo kam ihr Bruder um diese Zeit her?

Irgendwann würde sie sich wieder an diese dumme Frage erinnern, doch für den Augenblick waren Orte und Zeiten zu Belanglosigkeiten zusammengeschrumpft, Randerscheinungen in einer Situation, in der es offenbar um Leben und Tod ging. Christophs Blick fiel zuerst auf das Stubenmädchen, das scheinbar leblos am Boden lag, dann erreichte das schöne, ansonsten so warme Blaugrau seiner Augen Elisabeth. Es wanderte über ihre Gestalt und blieb an ihren Füßen haften. „Wir müssen einen Arzt rufen!“, meinte Christoph, nachdem er den Mantel des Mädchens zurückgeschlagen und ihren Körper nach blutenden Wunden untersucht hatte. Es gab jedoch keine sichtbaren Verletzungen.

Anne tastete nach Christophs Hand; ihre Stimme klang schwach, aber sie war noch am Leben. „Tot ... mein Kind ... bitte nicht ...“

Christoph legte seinen Paletot ab und bettete ihren Kopf sorgsam darauf. „Es wird alles wieder gut!“, flüsterte er und hoffte, dass er nicht log. Das also besagten die dunklen Tropfen auf dem Schnee – es war Blut. Blut von der Sorte, für das sich die Frau, wenn ihre Tat ans Licht kam, vor einem Richter würde verantworten müssen.

Elisabeth stand wie festgefroren. Sie dachte nicht an Henry Stephen Thomas Baron Haunsdon, sondern daran, dass eine Vereinigung, so wenig sie auch davon verstand, auch aus Liebe geschehen konnte. Aber Liebe mochte oft genau so blind sein wie Justitia. Plötzlich kam Bewegung in Elisabeth. Das arme Mädchen! Es hatte doch etwas von einem Kind gesagt ... „Christoph, wir können nicht...“, begann sie, nur um unentschlossen abubrechen. Was konnten sie nicht? Sie einem Arzt anvertrauen, der verpflichtet war, so etwas zu melden? Sie auf dem teuren Teppich verbluten lassen? Was?

„Wer von den Angestellten ist verlässlich, hast du eine Ahnung?“ Christoph erkannte das Dilemma, doch was sollten sie sonst tun? „Ich kenne einen Arzt, der wird sie sich ansehen, ohne dass ihr daraus ein Schaden entsteht.“ Im nächsten Moment schon wurde ihm bewusst, was er da eben gesagt hatte. Den Schaden hatte sie bereits, das Leid war ihr schon vorher zugefügt worden. Und noch etwas drängte sich unangenehm in sein Bewusstsein: Er kannte nicht einmal den Namen des Mädchens.

Schnell war er wieder auf den Beinen und hastete zur Tür hinaus, ohne an die Kälte im Freien zu denken. Sein Paletot lag noch immer unter dem Kopf des Stubenmädchens. Elisabeth scherte sich nicht weiter um ihre blutbeschniemenen Füße, sie kniete neben dem Mädchen nieder, strich ihm das Haar aus dem Gesicht und fasste nach seiner Hand. „Hab keine Angst“, sagte sie und zitterte dabei fast genauso sehr wie Anne.

*

Paul Laudecke hatte Christoph zuerst nur verständnislos angestarrt. Wovon redete der Freund da? Doch als er die nackte Angst in den vertrauten Augen sah, packte er wortlos

seine Arzttasche und reichte dem durchgefrorenen Freund einen abgetragenen Mantel, der sicher schon bessere Tage gesehen hatte. „Beeilen wir uns!“, meinte er nur. Elisabeth sorgte inzwischen dafür, dass man Anne ins Dienstbotenquartier brachte und in ihr Bett legte.

Sie ordnete außerdem einen neuen, sauberen Bettbezug an und ließ Wasser aufsetzen. Stillschweigend wurde ihren Anordnungen entsprochen.

Wen konnte sie mit der Aufgabe betrauen, das Blut auf dem oberen Treppenabsatz wegzuwischen? Den Teppich konnte man austauschen, das Parkett säubern, doch wer kümmerte sich eigentlich um derlei Angelegenheiten? Weil ihr keine Antwort einfallen wollte, sagte sich Elisabeth: Dann werde ich das eben selbst übernehmen.

Sie ging in die Küche, auf der Suche nach etwas, das sich zum Aufwischen eignete. Hier wirkte alles peinlich sauber. Nichts stand herum, jedes Stück war an seinem Platz.

„Gnädiges Fräulein suchen etwas?“ Die Stimme der Wirtschafterin klang trotz der Umstände hochnäsiger und streng, sodass Elisabeth sich sogleich wie ein ungezogenes Kind vorkam.

„Ja, ich benötige einen Eimer, einen großen Lappen und genügend Wasser. Dazu ein Reinigungsmittel, das Blutflecken entfernt.“

So. Sollte sie etwas vergessen haben, würde ihre Hochnäsigkeit ihr das bestimmt unter die ahnungslose adelige Nase reiben.

„Eine Aufgabe, die sicher nicht die Ihre ist.“ Das scherte Elisabeth im Augenblick allerdings herzlich wenig.

„Ich erledige das Aufwischen“, erbot sich eine junge Küchenmagd. Sie knickte, und ihre kleinen Hände begannen emsig, die nötigen Sachen zusammenzutragen.

In dieser Nacht schien der komplette Haushalt auf den Beinen zu sein.

„Danke“, sagte Elisabeth und erntete dafür ein missbilligendes Stirnrunzeln der Hauswirtschafterin.

Sollte sie doch. Hauptsache, sie hielt den Mund, was Anne, das Kind und den Arzt betraf. Der Teppich musste allerdings entsorgt werden, bevor Mama, Sophie und Papa am Morgen herunterkamen.

Die Gesindeordnung war ihr einigermaßen vertraut. Und sie galt es auch einzuhalten. Um einen anderen Teppich auslegen zu lassen, musste sie sich wiederum an die Wirtschafterin wenden. Lieber morgen, dachte sie noch, weil die Frau ihr schrecklich unangenehm war. Aber besser, sie täte es gleich.

Und Morgen war es ja längst. Sie hoffte inständig, dass der Arzt bald kam.

Das Dienstmädchen war blass, ihr Atem kaum spürbar. Konnte sie überhaupt noch einen einzigen Tropfen Blut in sich haben?

„Lieber Gott, bitte mach, dass sie nicht stirbt. Bitte, bitte ...“, flehte Elisabeth leise.

Womöglich lag sie schlafend in ihrem Himmelbett und träumte nur gerade schlecht. Ja, und ebenso womöglich war sie die zukünftige Königin von Preußen ...

Sie hörte Schritte und dann Stimmen. Der Arzt war endlich da.

Paul Laudecke kam Elisabeth eher vor, als befände er sich auf der Flucht. Seine Kleidung

machte einen ungebügelten Eindruck und auf seiner Wange prangte ein dunkler Fleck, ein weiterer unter dem Auge sah aus wie der verwischte Abdruck einer Fingerkuppe.

Elisabeth blickte an sich selbst hinunter und musste feststellen, dass sie auch nicht sonderlich präsentabel daherkam. Na was, wer scherte sich auch darum!

Trotzdem brachte sie ein erleichtertes Lächeln zustande.

Christoph hatte Paul erzählt, wie er das Mädchen gefunden hatte, auch von der dunklen Blutspur auf dem Weg zum Haus.

„Würden Sie jetzt bitte alle den Raum verlassen?“, meinte Paul Laudecke, als wäre es sein Zuhause. Dann überlegte er es sich offenbar anders und wandte sich an Elisabeth: „Möchten Sie mir assistieren?“

Sie fragte sich erschrocken, wobei sie ihm wohl helfen könnte. Sie hatte doch keine Ahnung von so etwas. Ja, sie wusste nicht einmal genau zu sagen, was „so etwas“ überhaupt sein mochte.

„Ich ... weiß nicht ... Ich weiß gar nichts“, bekannte sie. Ihr Gesicht fühlte sich seltsam heiß an.

„Dann wird es Zeit, dass Sie etwas lernen!“, war alles, was der Arzt dazu bemerkte. Er nahm ein Stück Seife und wusch sich mehrmals die Hände, bevor er Anne vorsichtig entkleidete und ihren Körper untersuchte.

Überall war Blut. Es klumpte an ihren weißen Schenkeln und hatte sich sogar in ihren Strümpfen gefangen. Elisabeth schluckte; sie hatte noch nie zuvor so viel von dieser ekelregenden Substanz gesehen. Nein, widersprach sie sich. Blut bedeutet Leben.

Sie nahm die Tücher, die ihr Paul Laudecke gab, tauchte sie in das heiße Wasser und säuberte Annes Körper damit. Das Blut wollte einfach nicht verschwinden, es war, als schrie es, seht her, das geschieht, wenn man sämtliche Verbote missachtet.

Elisabeth erfasste mit einem Mal eine namenlose Angst. Lieber sterben, als von Eisauge berührt zu werden.

Elisabeth konnte die Züge des Arztes nicht genau erkennen, doch als er sich über Anne beugte, klang seine Stimme leise und einfühlsam. „Es wird jetzt ein bisschen wehtun. Ich weiß, man hat dir schon so wehgetan, aber ich muss den Scheidenriss nähen. Die Frau, die das da vollbracht hat, war grob und nachlässig, deshalb auch das viele Blut. Hab keine Angst, in deinem Körper fließt noch genug davon, und in einigen Tagen wirst du außer einem leichten Zwicken kaum mehr etwas spüren.“

Das Mädchen weinte lautlos, dass es Elisabeth fast das Herz zerreißen wollte. Paul Laudecke verabreichte Anne ein paar Tropfen einer klaren Flüssigkeit, und bald darauf wurde sie sichtlich ruhiger.

Elisabeth beobachtete fasziniert, wie er einen Faden durch eine Nadel zog, um dann beides über einer Waschschüssel mit Alkohol zu tränken.

Der Arzt sah sie nun direkt an. Sie erschien ihm noch so jung, wie sie dort stand, mit den aufgelösten Haaren und dem besorgten kleinen Gesicht.

„Bei Ihrem Mädchen wurde ein Schwangerschaftsabbruch durchgeführt. Dabei wird der Gebärmutterhals mit Metallstiften erweitert, damit derjenige, der ihn durchführt mit den

Instrumenten in die Gebärmutter eindringen kann.“

Elisabeth zuckte zusammen, was mit Sicherheit auch Paul Laudeckes Absicht gewesen war. Ihr Innerstes vibrierte, doch der Arzt fuhr unerbittlich fort. „Sind die Kindsteile entfernt, wird die Gebärmutter mit einer Curette, das ist ein stumpfes Schabeisen, ausgekratzt. Ihr Mädchen hat keine sonderlich gute Wahl getroffen. Diese Stümperin hat ihr einige äußerst schmerzhaft Verletzungen beigebracht. Die Infektionsgefahr ist unglaublich hoch, die Sterberate nach einem Abbruch ist es auch.“

Laudecke führte die Nadel geschickt, und Anne träumte derweil selig von einem schönen Sonnentag unter blauem Himmel.

„Lass mich nie einen Mann in dieser Art und Weise lieben!“, würde Elisabeth später in der wärmenden Sicherheit ihres Himmelbettes flehen; doch im selben Atemzug fragte sie sich, wen Anne geliebt hatte ...

*

Henry Stephen Thomas Baron Haunsdon zwirbelte mit gekonntem Dreh seine Bartspitzen in Form. Ein Lächeln spielte auf seinen Zügen. Er betrat den Salon derer von Pollwitz, als gehörte ihm bereits, was er hier und heute im Sturm zu erobern gedachte. Im Sturm deshalb, weil er keine Zeit hatte, um eine Frau zu werben, ihr langatmig und auf zahllosen Umwegen den Hof zu machen. Zielführend musste es sein, und aus diesem Grund hatte er von seinem Juwelier ein Collier anfertigen lassen, das seinesgleichen suchte. Dreiunddreißig kolumbianische Smaragde in einer Goldkette, die zum Dekolleté hin zu einem geschwungenen V auslief. Und in der Mitte, an der Spitze, hing ein tropfenförmiger Smaragd von beinahe 7 Karat. Ein wahres Meisterstück.

Henry schätzte seine Chancen, die Hand der hübschen Tochter des Mannes zu bekommen, dessen Geld und Einfluss er so dringend benötigte, bei solch einer generösen Gabe weitaus „hochkarätiger“ ein. Er musste über seinen eigenen kleinen Scherz lachen. Gerade in den letzten Tagen hatte er nur wenig zu lachen gehabt, das Wasser stand ihm bis zum Hals, und das war beileibe nicht nur bildlich gesprochen.

Der Juwelier wartete auch noch immer auf sein Geld, was zwar in seinen Kreisen durchaus nicht unüblich war, doch warf es selbstverständlich einen kleinen Schatten auf seine makellose Bilanz.

Ernst Heinrich von Pollwitz begrüßte seinen Gast mit einem Handschlag und einem Schulterklopfen. Henry hatte sich ermahnt, nicht zu ungeduldig vorzupreschen. Eine Frau war schließlich kein Rennpferd.

„Ein herrliches Stück, verehrter Freund“, meinte der Gastgeber anerkennend mit Blick auf den eigenwillig exotischen Schimmer der grünen Steine. Henry war ein Mann von unfehlbarem Geschmack.

Sie sprachen bei einer Zigarre in der Bibliothek über die Hochzeit: ein Gespräch unter Männern.

Christoph bot seiner Mutter derweil den Arm, um sie zu Tisch zu geleiten. Seine warmen